

Bemerkungen zur Herstellung und Benutzung des Kugeltopfes

Von Ernst Nickel, Berlin

Mit Tafel 26—28

Im Jahre 1951 nahm G. Mildenberger das Wort zur Herstellung der mittelalterlichen Kugeltöpfe. Auf Grund eines Topfes aus der Wüsten Mark Lausigk, jetzt Leipzig-Süd, Arndtstraße 27—31, dessen Fundumstände aber unbekannt sind, glaubte er annehmen zu müssen, daß der Kugeltopf „von unten herauf auf der Drehscheibe geformt“ wurde. „Die Abrundung des Bodens kann also nur nachträglich unter weitgehender Erhaltung der Merkmale des Drehens geschehen sein“. G. Mildenberger sieht eine Bestätigung seiner Anschauung in einem Versuch, der im Frühjahr 1949 in der Töpferklasse der Kunstschule Burg Giebichenstein in Halle (Saale) durchgeführt wurde. Auf der Scheibe wurden Rand- und Halsform gedreht, während der Unterteil „von innen und außen gedrückt und geklopft wurde, bis die Kugel- oder Bombenform“ erreicht war. Die Drehspuren gingen, wie G. Mildenberger nun im Widerspruch zu oben Gesagtem behauptet, bis auf geringe Reste verloren. Diese Herstellungsform gilt nach ihm für „eine späte Zeit innerhalb der Kugeltopfentwicklung“, die er unter Berufung auf O. A. Erich mit dem Anfang des 14. Jhs. aufhören läßt.

Es braucht hier nicht darauf eingegangen zu werden, daß Kugeltöpfe noch im ganzen 14. und auch im 15. Jh. gebräuchlich waren. Immer mehr scheint sich sogar die Vermutung zu bestätigen, daß Kugeltöpfe sogar noch im 16. Jh. vorkommen (Fahlbusch, 1941, 207ff; 1952, 13ff.)¹⁾. G. Mildenberger hält das Vorhandensein der Töpferscheibe auch für wahrscheinlich, da sie im 12. und 13. Jh. sowohl im west- und süddeutschen als auch im slawischen Gebiet verbreitet ist.

Einige Jahre später beschäftigte sich P. Faßhauer (1954, 220ff.) mit der Herstellung von mittelalterlichen Kugeltöpfen. Er versucht, die Kugelform aus dem Verlangen nach Kochfestigkeit zu begründen und behauptet: „Man hängte ferner das Gefäß über dem Feuer auf, anstatt es hineinzusetzen“. „Durch die hängende Verwendung brauchte die Wandstärke des kugeligen Bodenteils nicht mehr größer

¹⁾ Bei einigen Gefäßen scheint die angesetzte Datierung zu spät zu sein.

gehalten zu werden als in der anschließenden Wandung“. Zweifellos wird durch die runde Form und die dadurch bedingte gleichmäßige Temperaturverteilung die Kochfestigkeit erhöht. Für die Behauptung, daß der Kugeltopf über dem Feuer aufgehängt wurde, fehlt der Beweis. Man könnte ein Aufhängen höchstens bei Kugeltöpfen mit Überhangschutzklappen annehmen (Grimm, 1933, 7, Abb. 4a). Gefäße dieser Art wurden bisher in Magdeburg nicht gefunden. Da Kugeltöpfe mit zwei Henkeln sehr selten sind, müßte, um ein „Aufhängen“ über dem Feuer zu ermöglichen, ein über dem Feuer hängender Eisenring vorhanden gewesen sein, in den der Topf hineingestellt werden konnte, oder es müßte ein aufklappbarer Eisenring, der unter den ausladenden Rand greift, zum Aufhängen angenommen werden. Solche Eisenringe würden aber Abnutzungsspuren am Boden oder am Rand hinterlassen oder auch an den Berührungsstellen zum Zerschlagen des Topfes geführt haben. Bestimmte Bruchstellen müßten öfter auftreten. Da beides nicht beobachtet wurde, ist diese Annahme unwahrscheinlich. Außerdem wurden Eisenringe, die Faßhauers These bestätigten, nicht gefunden. Die Behauptung, daß die Kugeltöpfe aufgehängt wurden, ist wohl auf eine Vorstellung vom Herd des Niedersächsischen Bauernhauses zurückzuführen (Bormann, 1941, 65ff, Abb. 45, 47, 49, 50, 52). Hier wurden aber keine Kugeltöpfe, sondern Grapen mit Bügelhenkeln aufgehängt. Ein Kugeltopf, auf dem Feuer stehend, ist auf einer Seitenwange des Chorgestühls im Erfurter Dom, das frühestens 1347 und spätestens 1370 entstanden ist, zu sehen (Stadt Erfurt, 250, Abb. 181). Aus ästhetischen Gründen, um die Fläche ornamental aufzuteilen, ist über dem Topf ein Kesselhaken dargestellt. Er steht jedoch mit dem Topf nicht in Verbindung. Es ist also mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Kugeltöpfe in das Feuer gestellt wurden. Ihrer runden Form wegen standen sie gut und konnten nicht umkippen. Sie werden wohl mit einer Eisengabel herausgenommen worden sein, die unter den Rand gesteckt wurde. Ein Fund aus der Hildagsburg könnte als solche Gabel gedeutet werden (Dunker, 1953, 216, Taf. 53 1).

In Magdeburg ist trotz der Unzahl an Keramik kein ähnliches Gerät, das als Gabel angesehen werden könnte, gefunden worden. Das ist nicht verwunderlich, da Eisensfunde überhaupt nicht sehr zahlreich sind und sich Eisengeräte, wenn sie nicht mehr benutzt wurden, zu neuen Formen verarbeiten ließen. Aufmerksam gemacht sei in diesem Zusammenhang auf die sogenannten „Gruden“ in dem Magdeburger Raum, die noch bis zur Gegenwart bestehen. Es handelt sich um einen Eisenkasten mit Rauchabzug, in dem ein Feuer nur glimmend brennt. Die Hausfrauen benutzen die „Grude“, um Wasser warm zu halten oder eine Speise, die ein langes Garen verlangt, weichzukochen. Die Töpfe werden in die glühende Asche gestellt. Besonders gut würden sich dazu Kugeltöpfe eignen, da für sie die Gefahr des Umkippens geringer ist als für Töpfe mit Standboden. Ergänzend sei noch erwähnt, daß in der Magdeburger Forschungsstelle versucht wurde, mit Kugeltöpfen auf Gaskochern zu kochen. Das Wasser konnte in kürzester Zeit zum Sieden gebracht werden. So bedeutete der Kugeltopf trotz seiner vielleicht primitiv wirkenden Form für die Kulturentwicklung einen Fortschritt, da er wohl das erste irdene Gefäß darstellt, mit dem auf dem Feuer gekocht werden konnte. Erst als man Metallgefäße und klingend hart gebrannte Töpfe mit „dichten Scherben“ als Sinterware herstellte, verlor der

Kugeltopf seine Bedeutung. Damit ging auch eine Änderung der Herdanlage vor sich.

In dem zweiten Teil seiner Arbeit geht P. Faßhauer auf das „Herstellungsverfahren der Kugeltöpfe“ ein. Er beruft sich dabei auf praktische Versuche, die im Landesmuseum für Vorgeschichte zu Halle am 13. August 1953 stattfanden, an denen der Verfasser in Begleitung des Töpfermeisters Alfred Beck aus Schönebeck teilnahm. Es wurde dort u. a. ein Kugeltopf nach Vorbild der Stufe II nach P. Grimm (1933, 7 f.; Zeit: 950—1100) auf der Töpferscheibe gefertigt. Zuerst stellte man ein Standbodengefäß her, dessen oberer Teil einem Kugeltopf entsprach, dessen Inneres aber Kugelform hatte. Danach wurde mit einer „hölzernen Drehschiene“ vom Boden — unter „abnehmender Drehzahl der Scheibe“ — „soviel Masse spanabhebend weggedreht“, bis die Rundung des Bodens entstand. Die etwas erhabene Abrißstelle von ungefähr 2 cm Durchmesser wurde dann mit dem Finger glattgestrichen. P. Faßhauer behauptet nicht, daß auf diese Weise wirklich Kugeltöpfe hergestellt wurden, glaubt aber, darin einen Beweis gegen das von P. Grimm genannte Formholz zu sehen und legt das Formholz als Schablone aus. Es ist unklar, ob P. Grimm wirklich eine Schablone meint. Mit einer Schablone ist die Herstellung von Spiralfurchen und den mannigfaltig gestalteten Randprofilen unmöglich. Sie können nur mit einem Modellierholz oder einem Hohlspachtel angefertigt worden sein. Ein Formen mit den Fingern, das P. Faßhauer für möglich hält, ist ausgeschlossen. Dazu sind die Spiralfurchen z. T. zu schmal oder zu scharfkantig. Viele Spiralfurchen können nur unter Abhebung eines Tonspans entstanden sein. Die Behauptung, daß die Innenfurchen (d. h. innerhalb des Halses und der Schulter) „in Anordnung und Verteilung der Gänge unabhängig von den Außenfurchen“ seien, trifft bei der Magdeburger Keramik nicht zu. Es scheint vielmehr, daß, nachdem die Außenfurchen fertig waren, der Töpfer mit der Hand das Halsinnere noch einmal ausgestrichen hat. Dabei sind die inneren Furchen, die den äußeren Erhebungen entsprachen, undeutlich geworden bzw. ganz verschwunden. Es kann unterstrichen werden, daß Spiralfurchen „niemals am stillstehenden Werkstück durch Herumführen eines Halsprofils freihändig“ ausgeführt wurden, obwohl betont werden muß, daß heute noch Töpfer, die kunstgewerbliche Ware herstellen, auch freihändig Verzierungen anbringen können, die den Eindruck machen, sie seien auf der Drehscheibe geformt worden.²⁾ Im allgemeinen werden die Furchen von unten nach oben gezogen worden sein, bedingt durch die Materialstreckung beim Furchenziehen. Doch könnte bei Kugeltöpfen mit stark gewölbter, z. T. verdickter Schulter auch der umgekehrte Weg gegangen worden sein. Die Furchen laufen von unten nach oben in Uhrzeigerrichtung. Es kommt aber auch die entgegengesetzte Richtung vor. Während P. Faßhauer (1954, 225) behauptet, daß die Stufen II—V (nach Grimm; Zeit: 950—1300) sämtliche Merkmale freihändigen Aufwülstens und ab Stufe III (1100) zusätzlich am Rand und Hals Drehspuren zeigen, spricht er von Merkmalen, die „eindringlichst für Scheiben-, aber nicht für Wülstarbeit“ zeugen (Faßhauer, 1954, 228). Sodann geht er auf alle theoretisch möglichen Verfahren ein und sieht im sogenannten „Drehverfahren“ unter „Vordrehen auf der Scheibe

²⁾ Zum Beispiel in den Töpfereien von Impunes bei Florenz (Kulturfilm 1960).

und Nachbearbeitung durch Knetarbeit von Hand“ die wahrscheinlichste Methode der Kugeltopfherstellung. Sie besteht darin, daß ein Standbodengefäß mit den oberen Merkmalen eines Kugeltopfes hergestellt und dann einige Zeit getrocknet wurde. Während der obere Teil schnell trocknete, bleibt der untere Teil knetbar. Danach wird der untere Teil bearbeitet. Dadurch entsteht der Eindruck einer „reinen Wülstarbeit“. Geklopft kann der Formkörper nach seiner Meinung nicht werden, wie G. Mildenberger behauptet, da er schlagartige Erschütterungen nicht aushält.

Bei der Vorführung in Halle waren Kugeltöpfe ausgestellt, die bei einer genaueren Betrachtung den vorgetragenen Herstellungsgang unwahrscheinlich machten. Bei keinem Topf waren am Unterteil Drehspuren erkennbar, demnach müssen sie in einem anderen Arbeitsgang entstanden sein. Darüber besteht wohl Einstimmigkeit, daß der obere Teil von der Schulter bzw. vom Hals bis zum Rand auf einer Töpferscheibe, wahrscheinlich auf einer langsam rotierenden, frei hergestellt wurde. Wenn nun ein Standbodengefäß mit den Merkmalen eines Kugeltopfes gedreht wird, dann entstehen bis zum Boden hinunter Drehspuren, die unmöglich in der Gesamtheit beseitigt werden können. Bei den Kugeltöpfen beginnen die Drehspuren am Hals oder, wenn sie Spiralfurchen besitzen, sogar schon auf der Schulter. Oft ist nicht zu entscheiden, handelt es sich wirklich um Drehspuren, oder sind es einfache Wischspuren. Es ist in Magdeburg kein Kugeltopf aus der Zeit vor 1300 bekannt, der im Unterteil Zeichen einer Drehung aufweist. Die Unterteile zeichnen sich z. T. durch eine gewisse Unregelmäßigkeit aus, so daß der Eindruck einer Aufwülstung entsteht. Um klar zu sehen, wurde versucht, die in Halle durchgeführte Methode praktisch nachzuprüfen. Der Inhaber der Steinzeugfabrik in Schönebeck (Elbe), F. Gerhardt, stellte uns freundlicherweise seinen Betrieb und auch seinen Meister Alfred Beck als Fachmann zur Verfügung.³⁾ Es zeigte sich, daß die auf die in Halle vorgeführte Weise gefertigten Kugeltöpfe den mittelalterlichen nur in der äußeren Form entsprechen (Taf. 26). Sie besaßen aber Drehspuren am Bauch, die sich nicht beseitigen ließen; außerdem waren sie zu schwer, da die Wandung eine Dicke hatte, die bei mittelalterlichen Kugeltöpfen nicht vorkommt (Taf. 26d). Es war nicht möglich, im unteren Teil eine Wandstärke von 4—5 mm, wie sie bei den mittelalterlichen Gefäßen vorhanden ist, entstehen zu lassen. Wohl muß betont werden, daß der zur Verfügung stehende Ton nicht hundertprozentig dem Ton des mittelalterlichen Töpfers entspricht. Aber auch bei anderem Ton glaubten die Fachleute, die dünne Wandung in dieser Methode nicht herauszubekommen.

Nachdem die Methode gescheitert war, wurde der obere Teil eines Kugeltopfes auf der Töpferscheibe hergestellt und getrocknet (Taf. 27a). Als er ziemlich hart geworden war, wurde der Topf mit der Öffnung nach unten auf die Töpferscheibe gestellt. Nun wurde der Boden aufgewülstet und dann rund abgedreht (Taf. 27b). Die erhaltene Form entsprach äußerlich dem Kugeltopf, doch war der ganze Gefäßkörper mit Drehspuren bedeckt. Er war aus diesem Grunde auch nicht dem mittelalterlichen Kugeltopf gemäß (Taf. 27c). Außerdem war er auch zu schwer, da die Wandung noch immer zu dick war.

³⁾ Sowohl Herrn F. Gerhardt als auch Herrn A. Beck sei an dieser Stelle gedankt.

Nach dem Versagen auch dieser Herstellungsmethode wurde eine dritte versucht. Sie wird auch von P. Faßhauer unter Ziffer 2 erwähnt: „Das plastische Ausformen des Unterteils in einer Schüssel und das zusätzliche Aufwölsten des Oberteils“. Er lehnt sie ab, da „keine Fundstücke vorhanden sind, die Anzeichen aufweisen für die Anwendung des Verfahrens“. Dieses Verfahren führte aber zu positiven Ergebnissen. Zuerst wurde aus Ton eine etwa halbkugelig ausgehöhlte Form mit der Hand hergestellt und an der Luft getrocknet (Taf. 27d). Nachdem sie einigermaßen fest war, kam sie auf die Töpferscheibe. Der für die Anfertigung des Kugeltopfes notwendige Ton wurde dann in die Form oder „Schüssel“ hineingedrückt und ausgearbeitet, bis die verlangte Stärke der Wandung erreicht war (Taf. 27e). Alsdann wurde der obere Teil aufgewölstet und bis zum Rand geformt, die konische Schulter unter langsamerem Drehen der Scheibe mit Spiralfurchen versehen, und der Kugeltopf mit der Wandstärke mittelalterlicher Kugeltöpfe, also mit dem gleichen Gewicht, war fertig (Taf. 28a—d). Drehspuren waren nur im oberen Teil des Topfes vorhanden, während der untere Teil den Eindruck der Wülstung machte. Da bei den meisten Kugeltöpfen der Übergang vom Bauch zur Schulter verdickt ist, könnte diese Verdickung die Höhe des Randes der „Schüssel“ andeuten. Nach der Fertigstellung wurde ein Kugeltopf, der nach dieser Methode geformt war, durchschnitten sowie ein anderer, der nach der Methode, die P. Faßhauer für wahrscheinlich hält, hergestellt worden war. Die Schnitte lassen klar den Unterschied erkennen und deuten an, welche Methode mehr der Wirklichkeit entsprechen könnte (Taf. 28d).

P. Faßhauer lehnte diese Methode ab, da bisher keine Form von einer „Schüssel“ gefunden wurde. Dabei muß bedacht werden, daß diese Schüsseln nicht gebrannt, sondern nur getrocknet waren und sich daher in der Bodenfeuchtigkeit nicht erhalten konnten. Eine gebrannte „Schüssel“ hätte auf der Töpferscheibe nicht fest gestanden.

Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß es vereinzelt große Kugeltöpfe gibt, d. h. solche des 14. Jhs. und späterer Zeit, die vom Rand bis zu einer Höhe von etwa 2 cm über der Standfläche Drehspuren aufweisen. Sie sind also auf der Töpferscheibe angefertigt worden (Nickel, 1960, 67f., Abb. 28). Der untere Teil, der oft linsenförmig ist, hat keine Drehspuren. Das ist wohl ein Zeichen dafür, daß auch diese Töpfe in einer flachen „Schüssel“ angefertigt wurden. Bemerkenswert ist noch, daß auch hier der Übergang vom unteren Teil zu dem mit Drehspuren bedeckten meist verdickt ist. Diese Verdickung spricht auch für die Entstehung mit Hilfe einer „Schüssel“.

Literaturverzeichnis

- 1941 Bormann, W.: Bäuerliches Hauswesen im alten Niedersachsen. Weimar.
- 1953 Dunker, H.: Die Hildagsburg, Abhandlungen und Berichte aus dem Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Magdeburg. Bd. 8, Heft 5, S. 187—233.
- 1929 Erfurt, Die Stadt, Die Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen, 1. Bd. Burg.

- 1941 Fahlbusch, O.: Mittelalterliche und neuzeitliche Keramik im südlichen Hannover. Die Kunde, 9. Jg., S. 207—226.
- 1952 Fahlbusch, O.: Mittelalterliche Funde auf dem Grundstück der Kreissparkasse (Krone). Göttinger Jahrbuch, S. 13—18.
- 1954 Faßhauer, P.: Die mittelalterlichen Kugeltöpfe als Gebrauchsgeschirr, die Gründe der Formgestaltung und das Herstellungsverfahren. Jschr. mitteldt. Vorgesch., Bd. 38, S. 220—232.
- 1933 Grimm, P.: Zur Entwicklung der mittelalterlichen Keramik in den Harzlandschaften. Zeitschr. d. Harzvereins f. Geschichte und Altertumskunde, 66. Jg., S. 1—38.
- 1951 Mildemberger, G.: Zur Herstellung der mittelalterlichen Kugeltöpfe. Germania, Jg. 29, S. 63—66.
- 1960 Nickel, E.: Ein mittelalterlicher Hallenbau am Alten Markt in Magdeburg. Berlin.